

Christa Müller

Ein anderer Markt ist möglich?

Individualisierung, neue Arbeitsformen und Ethik im digitalen Kapitalismus

In: MACD an der Hochschule München (Hg.): Gemeinwesen gestalten – Lernen für nachhaltige Entwicklung, S. 43-57, AG SPAK Bücher, Neu Ulm 2009

Die Ende 2008 virulent gewordene Finanzkrise hat nicht nur erhebliche Kurskorrekturen an der Börse mit sich gebracht. Korrigiert wurden im Gefolge auch einige andere Kurswerte. So präsentierte die Süddeutsche Zeitung, Ressort Stil, in der letzten Wochenendausgabe des Jahres 2008 ihre Mega-Trends. Mit dabei als „Krisenbewältigung des Jahres“: das Gärtnern. Zitiert wird der britische Observer: „*Durch die Krise besinnen sich die Leute zurück auf die elementaren Dinge. Sie vertrauen dem, was sie selber gesät haben und mit eigenen Augen wachsen sehen.*“ (SZ, 27./28.12.2008)

Neben Blumen und Gemüse können das auch immaterielle Güter sein: Soziale Zusammenhänge, kleinteilig strukturierte Netzwerke, Zugehörigkeit, Selbstvertrauen, Freundschaft, Sinn. Gerade diese subsistenzorientierten (d. h. auf die unmittelbare Versorgung ausgerichteten) Logiken, die den „sozialen Kitt“ aller Gesellschaften bilden, sind jedoch immer wieder auch Zielscheibe krasser medialer Interventionen im Auftrag des konzerngesteuerten Marktes. Die zunehmende Durchdringung eigentlich nicht-ökonomischer Sphären wie dem Sozialen, der Bildung oder der Gestaltung des öffentlichen Raums durch globale Marketingstrategien bleibt nicht ohne Folgen für das gesellschaftliche Miteinander. So zeigen die Ergebnisse der Langzeituntersuchung des Bielefelder Sozialwissenschaftlers Wilhelm Heitmeyer, dass die „Ökonomisierung des Sozialen“ zur Zurückdrängung nicht-marktrelevanter Handlungsmuster wie Empathie oder Fürsorglichkeit führt. Dies bekommen insbesondere Minderheiten wie Langzeitarbeitslose oder obdachlose Menschen zu spüren; sie werden von einer wachsenden Zahl von Befragten abgewertet (vgl. Heitmeyer 2008).

Fragt man nach der Dynamik, die diese Phänomene hervorbringt, zeigt sich die kalte Zweckrationalität des entfesselten Marktes, die Humankapital ohne Verwertungsperspektive aussortiert und an den Rändern der Gesellschaft ablegt. Jeremy Rifkin prognostiziert, dass die Entwicklung des Kapitalismus, der mit der Vermarktung von Raum und Materie begann, mit der Vermarktung der Zeit und der Lebensdauer von Menschen ende (Rifkin 2000). Die Frage ist, ob die Sphäre des Sozialen geeignete Mittel findet, dieser mit der fortschreitenden Technikentwicklung sich optimierenden Verwertungs dynamik zu begegnen, so dass ihr Innerstes nicht in Gefahr gerät. Denn die Ökonomisierung zunehmend aller Lebensbereiche stellt nicht nur immer mehr Menschen mit dem Rücken zur Wand, sie bedroht auch das kreative Potenzial einer Gesellschaft, indem sie nahezu jede schöpferische Tat eines Einzelnen, einer sozialen Bewegung oder einer kulturellen Minderheit ansaugt und kurze Zeit später ein vermarktbare Produkt ausstößt. Diese spezifische Form der „Enteignung“ eines Gemeinguts wie der kollektiven sozialen Phantasie verschärft die sich verändernden Positionierungen von „Dinnen“ und „Draußen“ zusätzlich.

Um die neuen Dimensionen von sozialer Ungleichheit pointiert zu erfassen, hat der Exklusionsbegriff wieder an Bedeutung gewonnen. Registriert wird eine wachsende Zahl von Menschen, die sich nicht gebraucht fühlen, wenig Wertschätzung erfahren und sich auch selbst tendenziell gering schätzen. Sie sind nicht zu vergleichen mit den Angehörigen der traditionellen Arbeitermilieus, die zwar benachteiligt waren, die aber ihren Platz mitten in der Gesellschaft hatten – und die Option auf einen Aufstieg. Den Exkludierten von heute scheint der Zugang zu den Ressourcen dieser Gesellschaft dagegen gänzlich verwehrt. Sie verlieren im Zuge der Ausdifferenzierung der Arbeitsmärkte und einer verfehlten Einwanderungspolitik in den europäischen Großstädten zunehmend den Boden unter den Füßen. Hier geht es um mehr als nur um Benachteiligung, wie der Soziologe Heinz Bude feststellt:

„Soziale Exklusion ist ... weder auf gesellschaftliche Benachteiligung zu reduzieren noch durch relative Armut zu erfassen. Sie betrifft vielmehr die Frage nach dem verweigerten oder zugestandenen Platz im Gesamtgefüge der Gesellschaft. Sie entscheidet darüber, ob Menschen das Gefühl haben, daß ihnen Chancen offenstehen und daß ihnen ihre Leistung eine hörbare Stimme verleiht, oder ob sie glauben müssen, nirgendwo hinzugehören, und daß ihnen ihre Anstrengung und Mühe niemand abnimmt. Für die Exkludierten gilt der meritokratische Grundsatz ‚Leistung gegen Teilhabe‘ nicht mehr. Was sie können, braucht keiner, was sie denken, schätzt keiner, und was sie fühlen, kümmert keinen.“ (Bude 2008:14f.)

Nun ist es ein Signum der Moderne, dass viele Entwicklungen parallel und durchaus widersprüchlich verlaufen. Und deshalb lautet die gute Nachricht, dass Budes markanter, aber auch düsterer Befund nur eine Stimme von mehreren in einer komplexen und paradoxen Gemengelage ist. Folgerichtig zeichnen heutige Gesellschaftsdiagnosen in ihrer Gesamtschau ein eher uneindeutiges Bild. Richtet man den Fokus auf die Leitgröße der Einbettung des Individuums in verlässliche, räumlich und zeitlich überschau- und vorhersehbare Lebenszyklen, so steht das Barometer eher auf Tief. Gleichzeitig jedoch entstehen allerorten neue Formen des zivilgesellschaftlichen Engagements und der selbstbestimmten Entwürfe eigener und sinnbehafteter Lebensbiographien. Interessanterweise sind diese neuen Formen des Miteinanders und der Identitätsbildung oft gekoppelt an alltagsweltliche Subsistenz, und nicht, wie man das in einer hegemonialen Marktordnung vermuten könnte, in erster Linie an Lohnarbeit und Konsum, obwohl auch hier neue Typen der Vermischung entstehen, wie später noch zu zeigen sein wird. Subsistenz, also die gesellschaftlich relevanten Tätigkeiten und Austauschformen, die nicht von der Akkumulation monetären Kapitals, sondern von der Versorgung des eigenen Umfelds, von der häufig gemeinwesenorientierten Schaffung sozialen Sinns oder von der Empathie für eine Idee motiviert sind, ist das, was eine Gesellschaft im Innersten zusammenhält.

Zeitgenössische Formen von Subsistenz

Mit zeitgenössischen Formen von Subsistenz haben Andrea Baier, Karin Werner und ich uns in einem 2007 abgeschlossenen Forschungsprojekt zum Thema „Nachhaltige Lebensstile und Alltag“ beschäftigt (www.anstiftung-ertomis.de/opencms/opencms/sozialforschung/nachh_leb.html). Im Rahmen der dreijährigen Forschungsarbeit fragten wir uns, welche Gestalt die Subsistenz in der materiell großteils saturierten deutschen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts angenommen hat. In der qualitativ angelegten Studie, die auf Theorie- und Begriffsarbeit sowie auf 50 qualitativen Interviews mit Menschen aus unterschiedlichen sozialen Milieus aus ganz Deutschland basiert, ging es uns darum, nach nachhaltigkeitsrelevanten Alltagspraktiken und zivilgesellschaftlichem Engagement zu suchen, die in ihren auch neuen Artikulationsformen im Bereich der urbanen und regionalen Subsistenz bislang in der Forschung zu wenig Aufmerksamkeit erhalten haben. Diese Suche führte uns direkt ins Herz des postmodernen Kapitalismus, denn zumindest in unserer Gesellschaft gibt es keinen oder fast keinen Alltag mehr „jenseits des Marktes“. Insofern ist das „Jenseits“ im Untertitel des im Anschluss an das Projekt erschienenen Buchs „Wovon Menschen leben“, kein eindeutiger Ort. Abgeschottete, von den kapitalistischen Logiken nicht „angekränkelte“, im umfassenden Sinne eigenwertige Sphären der Subsistenz findet man heute kaum. Das heißt allerdings nicht, dass Marktlogiken alle Bereiche des beobachteten Sozialen dominieren würden. Zwar nehmen kapitalistische Logiken gesellschaftlich eine hegemoniale Stellung ein. Andererseits scheint dieser sich im Neoliberalismus radikalierende Prozess auch Gegenkodierungen zu produzieren bzw. aufzurufen, und das auf den verschiedensten Ebenen des gesellschaftlichen Seins (Baier/Müller/Werner 2007).

Bowling Alone?

Auch wir fanden für eine der populärsten Zeitdiagnosen der neunziger Jahre – Robert D. Putnams „Bowling Alone“ – wenig empirische Evidenz. Putnam beklagt eine Erosion des Sozialkapitals, eine

zunehmende Abstinenz von Engagement und von Partizipation an gemeinschaftsfördernden Aktivitäten zugunsten einer Konzentration der Zeitressourcen auf den engsten Familienkreis bzw. einer komplett auf sich selbst zentrierten Gestaltung des Alltags in den USA (Putnam 2000).

Putnam traf einen Nerv. Zunächst diagnostizierten viele Gesellschaftsbeobachter in den letzten Jahrzehnten in erster Linie Tendenzen der Entbettung des Individuums aus seinen sozialen Bezügen. Gleichzeitig wurden diese Befunde von so vielen Gegenevidenzen erschüttert, dass sich heute eher die Einschätzung eines „sowohl als auch“ durchgesetzt hat. Moderne Individuen bewegen sich in einer gleichzeitig stattfindenden Ent- und Einbettungsdynamik. Tatsächlich geht es um ein beständiges Aushandeln des rechten Maßes von Loslösung und Wiedereinbettung in ein Soziales, das sein Gesicht entsprechend verändert (Baier/Müller/Werner 2007).

Auch das ist ein Zeichen der höchst facettenreichen „späten“ oder „reflexiven“ Moderne. Folgerichtig kommentiert Michael Helmbrecht in seiner lesenswerten Diskussion der Putnamschen Thesen: *„Die These von der Geißel der ‚Vereinzelungssucht‘ (Wichern) infolge des scheinbaren Verlustes überkommener Bindungen bildet den basso continuo der Selbstreflexionstätigkeit moderner Gesellschaft. Diesen chronischen Beunruhigungsherd in der Moderne: das von der Gemeinschaft getrennte, entpflichtete Individuum, hat Georg Simmel entgegen den Intuitionen des öffentlichen Ressentiments uns im Anschluss an Durkheim nicht als gefährdendes und nicht nur als gefährdetes Element der Sozialverhältnisse ausgemacht, sondern vielmehr als archimedischen Punkt der modernen Sozialintegration bestimmt.“* (Helmbrecht 2005:84)

Sprich: Die solidarischen Grundlagen der Gesellschaft können auch im Prozess der globalisierten Moderne nicht verschwinden, sondern sie verändern ihre Gestalt in einer sich (auch dadurch) weiter ausdifferenzierenden und pluralisierenden Gesellschaft, die trotzdem zugleich auch immer dabei ist, ihre eigenen Grundlagen zu unterminieren.

Digital Natives und Marke Eigenbau

Diese These lässt sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts sehr anschaulich am Phänomen der sogenannten Digital Natives aufzeigen. Als Digital Natives werden die VertreterInnen der Generation bezeichnet, die in der digitalen Welt aufgewachsen sind und seit jüngster Kindheit digitale Medien bedienen. Die „Eingeborenen im Netz“ sind heute maximal Ende zwanzig. Alle vor 1980 Geborenen werden dagegen als „Digital Immigrants“ bezeichnet, Einwanderer, die sich mühsam einleben und „ihr Leben lang mit Akzent sprechen“ (www.digitalnative.org/; deutschsprachiger Überblick: Palfrey/Gasser 2008).

Mit den Digital Natives findet der bereits seit längerer Zeit konstatierte Paradigmenwechsel in Bezug auf das gesellschaftliche Verhältnis zur Arbeit einen neuen Höhe- und Kulminationspunkt. Nicht nur, dass Zweit- und Drittjobs keine Seltenheit mehr sind, Prekarität entgrenzt wird und auch in den Mittelschichten zunimmt (kritisch dazu: Altenhain et al. 2008), und die neuen Mischformen von Arbeit an vorindustrielle Zeiten erinnern: Mit den Digital Natives entsteht auch ein komplett neues Verständnis von Arbeit, das die fordistische Trennung von Erwerbsarbeit und Leben (als „Freizeit“) und damit die modernen Grenzen zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit auflöst. Das hat selbstverständlich auch Folgen für die Subsistenz, die ebenso den veränderten Rahmenbedingungen ausgesetzt ist. Die permanente Erreichbarkeit moderner Erwerbstätiger (sogenannte flexible Arbeitszeitmodelle, die keineswegs mehr nur für Führungskräfte gelten) über Mobiltelefone, Blackberrys und WLAN-Laptops, verändert die Gestalt der Zeit zu Hause, im Stadtviertel, in der Natur oder in Gemeinschaft – und damit die Zeit für Subsistenz. Gleichzeitig, und das ist die interessante Nachricht, trennen gerade die Jungen unter den „neuen Selbständigen“ heute nicht mehr zwischen dem, was sie „eigentlich im und vom Leben wollen“ und dem, womit sie ihr Geld verdienen. Die in allen großen Feuilletons (und selbst von Wirtschaftsblättern wie dem Handelsblatt) aufmerksam zur Kenntnis genommene Publikation „Marke Eigenbau“ (Friebe/Ramge 2008) analysiert die Entwicklung und beleuchtet die positiven Perspektiven, die ein postfordistisches Gesellschaftsmodell bieten könnte, in dem nämlich laut Friebe/Ramge das Handwerk eine Renaissance

und das Selbermachen eine Revolution erleben sollen. Und nicht nur das: Der in „Marke Eigenbau“ diagnostizierte „Aufstand der Massen gegen die Massenproduktion“ nimmt dabei explizit Bezug auf die „Kultur des Selbermachens“, die von den Autoren als Grundlage einer selbstreflektiven, auf global ausgehandelten Fairnessregeln beruhenden Ökonomie gesehen wird, deren Vorboten sich bereits in Webportalen für selbst hergestellte Produkte, neuen Märkten für ökologische Waren und der boomenden Open-Source- und Peer Economy-Bewegung ankündigen. Marke Eigenbau ist Buchtitel und Programm zugleich – und es ist vielleicht der Beginn einer vielversprechenden neuen Bewegung, die sich nicht auf Kulturkritik reduziert, sondern in pragmatischer und ideologisch unbelasteter Weise die Dinge wieder in die eigenen Hände zu nehmen versucht (<http://marke-eigenbau.org/>).

Jenseits der Massenproduktion: Da liegt das (noch kleine) Reich einer alternativen, kleinteilig strukturierten und dennoch über das Internet global vernetzten Ökonomie. Hier gelten zwar die Regeln des Marktes, aber eines Marktes mit selbstauferlegten Spielregeln: Nach eigenen Vorstellungen produzieren, fair handeln, keine Ressourcen verschwenden, Independent Labels schaffen, neue Vielfalt in Produktion und Vermarktung wertschätzen, alte Handwerkstechniken wiederentdecken und Wissensressourcen teilen. Befeuert werden die häufig webgesteuerten Betriebsamkeiten von einer digital gestützten Ökonomie, die es ermöglicht, über das Long Tail-Prinzip und virales Marketing genügend Abnehmer auch für Nischenprodukte zu finden (Anderson 2007). Hier werden also die Vermarktungschancen, die der digitale Kapitalismus bietet, positiv gewendet. Zugleich erscheinen in ihnen auch die Risiken: Gerade die Internettechnologien tragen einen Januskopf: auf der einen Seite die Unabhängigkeit des vermeintlich selbstbestimmten Marktgeschehens; auf der anderen die Gefahr, die besonders eindringlich von Jeremy Rifkin beschrieben wird, nämlich dass der Kapitalismus mit ihnen in seine „Hyper-Phase“ tritt, in der alles, was wir wirtschaftlich und kulturell benötigen, nur noch als bezahlter Service zugänglich wäre (Rifkin 2000).

Trotz oder gerade wegen dieser Gefahren entsteht der Wunsch, den Lebensunterhalt mit Gütern zu verdienen, die man nach eigenen Vorstellungen und mit dem eigenen Gewissen vereinbar herstellt, immer wieder neu, und die Kreativität der Akteure, ihn in die Tat umzusetzen, wächst mit den sich fortwährend erweiternden kommunikativen Möglichkeiten. Eins ist dabei sicherlich besonders auffallend: Das gewerbliche Engagement für das (lokale und globale) Gemeinwohl beschränkt sich heute nicht auf Organisationsformen wie Kooperativen oder Genossenschaften, sondern findet – als konsequenter Ausdruck einer fortschreitenden Individualisierung – auch im Rahmen von vermeintlich auf das „Ego“ zentrierten Mikrostrukturen statt.

Das fossile Entwicklungsmodell steht zur Disposition

In diesem Segment besteht eindeutig Forschungsbedarf; was aber heute schon deutlich ist: Selbermachen ist zum Distinktionsmerkmal von Teilen einer jungen Generation geworden, die sich von dem für sie vorgesehenen Konsumentenstatus emanzipieren, ihr eigenes Logo schaffen und versuchen, ihre ethischen Vorstellungen von einer nachhaltigen Welt und von Lebenssinn auch im Berufsleben zu realisieren.

Mit dem Versiegen des Öls stehen sämtliche Industrien, einschließlich die industrialisierte Nahrungsmittelproduktion, zur Disposition. Da das westliche Entwicklungsmodell vollständig auf dem Öl basiert, muss es auch komplett neu erfunden werden. Neben einer sehr weitreichenden Regulierung der globalen Kapitalmärkte, einer Regionalisierung der Wirtschaftskreisläufe und einer Lokalisierung der Nahrungsmittelproduktion wird in diesem Prozess ein „postfossiler Lebensstil“ entstehen, in dem das Selbermachen eine interessante Option auf die Zukunft darstellen kann. Nicht nur im materiellen Sinn. Die Grenzen zwischen Subsistenzgütern und solchen für den Markt verschwimmen hier zunehmend. Das ist ein weiterer Beleg für die These, dass Subsistenz in Wirklichkeit nie verschwunden ist aus der Marktgesellschaft, im Gegenteil: Sie bleibt ihr unverzichtbarer Bestandteil; sei es in Form von häuslicher Versorgungsarbeit, sei es in Form von urbaner Landwirtschaft, sei es in Form von Nachbarschaftshilfe

oder von zivilgesellschaftlichem Engagement innerhalb und außerhalb der Erwerbsarbeit (vgl. Werlhof/Mies/Bennholdt-Thomsen 1983; Baier/Müller/Werner 2007).

Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Allerdings klingt ein Begriff wie „urbane Subsistenz“ (Dahm/Scherhorn 2008) in vielen Ohren noch immer wie ein Widerspruch in sich. Bedeutet doch Subsistenz im lateinischen Wortstamm so etwas wie einhalten, innehalten, aus sich selbst heraus bestehen. Die Konnotation zum Rückschritt ist schnell hergestellt. Modernisierungstheorien marxistischer wie auch sogenannter bürgerlicher Provenienz haben das Ihre dazu beigetragen. Die eigentlich wertschöpfende Arbeit war und ist für sie die Lohnarbeit – alles andere wie einfache Warenproduktion, Kleinhandel, Versorgungsarbeit oder kleinbäuerliche Produktion dagegen gelten als vernachlässigenswerte, eben „informelle“ und damit „inexistente“ Faktoren der Produktion, die folgerichtig auch nicht in die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung eingehen, und sie prognostizieren, dass die Subsistenz im Zuge der fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung nach und nach überall auf der Welt der Warenproduktion weichen wird. Setzt man dagegen die Theoriebrille des linearen Modernisierungsblicks ab, reibt man sich bisweilen verwundert die Augen und entdeckt an immer mehr Orten „die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, die Ernst Bloch schon im frühen 20. Jahrhundert als Kennzeichen der Moderne identifizierte. Heute werden in den Geisteswissenschaften, insbesondere in der aktuellen Zivilisationstheorie, zunehmend Stimmen laut, die die Moderne als eine Art kumulierte Zeit charakterisieren, als eine Zeit, in der vorangegangene Epochen keineswegs überwunden, sondern lebendig und präsent sind. Hartmut Böhme bringt es so auf den Punkt: *„Die Moderne setzt sich zwar aller Geschichte entgegen (sonst wäre sie nicht modern); doch zugleich verkörpert sie, mehr als andere Epochen, die Gegenwart aller Zeiten (sonst wäre sie nicht).“* (Böhme 2006, S. 29)

Womöglich sind es die sogenannten Ungleichzeitigkeiten, die Phänomene, die eindeutige Zeitdiagnosen verzerren und ad absurdum führen, die die eigentlichen Charakteristika der Moderne sind, einer Moderne, die ohne Subsistenz gar nicht denkbar wäre. Ungleichzeitigkeiten sind die verschütteten, versteckten, unsichtbaren Realitäten, die häufig genug durch das grobe Raster des dichotomischen Blicks fallen. Sie werden erst durch einen veränderten Blick sichtbar. Und man erkennt: Subsistenz ist überall präsent. Wenn auch häufig ausgebeutet, kolonisiert, ausgezehrt. Im Süden ist dies zumeist der Fall. In den großen Städten des noch reichen Nordens wird sie zunehmend zur Hoffnungsträgerin und ist primär sichtbar in Form städtischen zivilgesellschaftlichen Engagements.

In unserer oben genannten Studie haben wir vier Dimensionen zeitgenössischer Subsistenz identifiziert: *Nahraum gestalten, Für andere da sein, Selber machen und Natur erleben/Natur bewahren*. Uns sind dabei gerade im großstädtischen Bereich neue Formen des Sozialen aufgefallen, die kompatibel sind mit den individualistischen Strategien des postmodernen Individuums. Beispielsweise entstanden im Kontext der Berliner Ideenwerkstatt „workstation“ Selbstversorgungspraktiken, die eine interessante Melange zwischen nichtkommerzieller Bereitstellung von freien WLAN-Netzen auf der einen Seite und der Erschließung und Bearbeitung von urbanen Nachbarschaftsgärten auf der anderen Seite darstellen. Diese PionierInnen der urbanen Subsistenz bauen sich Lastenfahräder selbst, um unabhängig vom Auto zu werden, aber auch, um handwerkliches Können zu verbreiten. Oder sie schließen sich mit der Kunstszene zusammen und inszenieren temporäre Events im öffentlichen Raum: So entstanden im Sommer 2007 Gärten auf einem Parkgaragendach am U-Bahnhof Kottbuser Tor. Die beteiligten KünstlerInnen waren nicht auf der Suche nach Salat, aber eindeutig nach Inspiration durch überraschende Formen der Begegnung – und durch die Natur. Sie mussten nicht lange auf ihr Kunstwerk *Nutzgärten vor urbaner Betonkulisse – Selbstversorger aus der Nachbarschaft bepflanzen zwölf Parkplätze* warten: Kaum war die Muttererde mit Kränen angeliefert, griff die deutsch-türkische Kiezbevölkerung gemeinsam mit den InitiatorInnen zu Hacke, Spaten und Teegläsern und verbrachte einen „produktiven“ Sommer auf dem Parkgaragendach.

Selbstversorgung ist ein bedeutender Beitrag zu einer demokratischen, partizipativen und kreativen Zivilgesellschaft. Aber was sie definitiv nicht ist und sein darf, ist ein Ersatz für den Sozialstaat. Es geht nicht darum, einen neuen „Armutproduktions-Sektor“ zu fördern, sondern vielmehr eine Ökonomie der Vielfalt, die von Eigeninitiative, gemeinschaftlicher Selbstversorgung und Gestaltungsfreiräumen geprägt und auch für die Mittelschichten interessant und attraktiv ist. Eine solche Ökonomie käme dem aristotelischen Begriff der oikonomia mit seiner Fokussierung auf die Versorgung erheblich näher als die nach der abstrakten Akkumulationslogik gesteuerte formelle Wirtschaft.

Subsistenz im 21. Jahrhundert ist – zumal in der Stadt – nur noch über Geld vermittelt möglich. Sie ist auch nicht mehr denkbar als Gegensatz zur Warenproduktion, sondern als notwendiges, aber dadurch auch kolonisiertes Komplement. Öffentliche und urbane Formen der Subsistenz können sich nur entfalten, wenn der Staat garantiert, dass die BürgerInnen die zum Leben notwendige Geldmittel erhalten, und den öffentlichen Raum vor der rein marktorientierten Logik schützt. Deshalb muss das Engagement für Subsistenz in Zeiten des neoliberalen Regimes mit einem Engagement für den Erhalt des Sozialstaats verknüpft sein, auch wenn diese Erkenntnis im Spiegel der Autonomievorstellungen der achtziger Jahre als Paradox erscheint.

Die Wiedereroberung des öffentlichen Raums

Und das ist womöglich einer der Gründe, warum es in vielen Städten eine Debatte über den öffentlichen Raum gibt. Dabei wird beklagt, dass Entfunktionalisierung durch Kommerz und „autogerechte“ Nutzung zu Verödung und letztlich zu Segregation führen. Die sogenannte Europäische Stadt ist ohne einen belebten, demokratisch bespielten öffentlichen Raum zum schleichenden Tod verurteilt. Folgerichtig ist von der Wiedereroberung des öffentlichen Raums die Rede, und dies nicht nur in Autonomiekreisen. Auch vom Deutschen Städtetag ist zu hören, dass der öffentliche Raum als tragende Struktur der Europäischen Stadt erhalten und weiterentwickelt werden müsse. Eine besondere Bedeutung kommt dabei der Förderung unterschiedlichster Nutzungsformen zu – innerstädtisches Leben und Arbeiten, Sichtbarkeit auch der Tätigkeiten des informellen Sektors sowie vielfältiger kultureller Aktivitäten. Dabei darf nicht unterschätzt werden, dass auch ökonomisch unterprivilegierte soziale Gruppierungen zum Stadtbild gehören und sich nur die wenigsten „optisch bereinigte“ öffentliche Orte wünschen. Das bedeutet, auch ihr Zugang zum öffentlichen Leben muss garantiert sein. Eine demokratische Stadtkultur ist Teil der Lebensqualität aller. Und sie korrespondiert mit dem Bedürfnis von Menschen, sich in die Welt zu bringen, nicht nur im privaten Umfeld, sondern auch im Kontext des öffentlichen Raums. Auch deswegen wird er heute neu bespielt und reklamiert. Ausgangspunkt ist ein mitunter diffuses, mitunter präzise formuliertes Unbehagen daran, dass Gemeinwesenorientierung, Daseinsvorsorge und öffentlicher Raum heute verstärkt in der Gefahr der Privatisierung und Kommerzialisierung stehen. Viele wollen sich nicht damit abfinden, dass das ökonomische Verwertungsinteresse, dieses reduzierte Kalkül, die Sozialräume beherrscht.

Jemand wie Mike Davis, der tonangebende amerikanische Stadttheoretiker, weiß um die Bedeutung eines zivilgesellschaftlich geprägten und gestalteten öffentlichen Raums. Nicht umsonst hat er kürzlich noch einmal an der Universität München unterstrichen, wie wichtig es für die Überlebensfähigkeit unserer Städte ist, dass dem Gemeinwohl zukünftig Priorität gegenüber privaten Interessen eingeräumt wird (SZ, 20./21.12.2008).

Aus meiner Sicht gilt es, eine neue Debatte darüber zu führen, welche Rolle die hier diskutierten Dimensionen von Subsistenz spielen können für eine immer dringlicher werdende Strategie für soziale Inklusion. Denn eins ist klar: Eine zukunftsfähige Gesellschaft kann und wird sich nicht mehr an den Erfordernissen der Kapitalakkumulation orientieren können, sondern vielmehr – wenn sie sich denn überhaupt realisieren lässt – an Dimensionen, die allen BewohnerInnen der Erde und auch zukünftigen Generationen ein lebenswertes – und das ist sicher für niemanden ein nach unseren Maßstäben luxuriöses – Leben, ermöglicht, das gespeist wird von der Besinnung auf regionale, saisonale und lokale

Ressourcen, der Sorge füreinander und für die Erhaltung der Naturgrundlagen, der Produktivität des Selbermachens, der Entdeckung des Reichtums immaterieller Güter, dem Engagement für das gemeine Eigene, der Verortung und Widerspiegelung von uns selbst in der Natur und letztlich im sinnbehafteten Erkennen der Grenzen unseres Seins. Die Subsistenzperspektive könnte ein ganz neues Projekt der Moderne werden: vielleicht und vor allem ein Projekt der Erleichterung... Mit etwas Glück könnte die Aufhebung der Reduktion von Menschen auf den Konsumentenstatus und die Rückeroberung der Subsistenz auch als kulturelles Projekt menschheitsgeschichtlich durchaus als Gewinn verbucht werden, nicht als Verlust. Mit etwas Glück...

Literatur

- Anderson, Chris (2007): The Long Tail – Der lange Schwanz: Nischenprodukte statt Massenmarkt – Das Geschäft der Zukunft. München: Hanser
- Altenhain, Claudio et al. (2008): Von „Neuer Unterschicht“ und Prekariat. Gesellschaftliche Verhältnisse und Kategorien im Umbruch. Bielefeld: transcript
- Baier, Andrea/ Müller, Christa/ Werner, Karin (2007): Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes. München: oekom
- Bude, Heinz (2008): Die Ausgeschlossenen. Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft. München: Hanser
- Bude, Heinz/ Willisch, Andreas (2008): Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“. Frankfurt/M.: suhrkamp
- Castel, Robert (2008): Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In: Bude/Willisch: a.a.O., S. 69-86
- Dahm, Daniel/ Scherhorn, Gerhard (2008): Urbane Subsistenz. Die zweite Quelle des Wohlstands. München: oekom
- Friebe, Holm/ Ramge, Thomas (2008): Marke Eigenbau. Der Aufstand der Massen gegen den Massenkonsum. Frankfurt/New York: Campus
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2008): Deutsche Zustände. Folge 6, Frankfurt/M.: edition suhrkamp
- Helmbrecht, Michael (2005): Erosion des „Sozialkapitals“? Eine kritische Diskussion der Thesen Robert D. Putnams. Bielefeld: transcript
- Müller, Christa (2002): Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München: oekom
- Palfrey, John/ Gasser, Urs (2008): Generation Internet. Die Digital Natives: Wie sie leben – Was sie denken – Wie sie arbeiten. München: Hanser
- Putnam, Robert D. (2000): Bowling Alone: The Collapse and Revival of American Community. New York: Simon & Schuster
- Rifkin, Jeremy (2000): Access. Das Verschwinden des Eigentums. Campus: Frankfurt/New York
- Werlhof, von Claudia / Mies, Maria / Bennholdt-Thomsen, Veronika (1983): Frauen, die letzte Kolonie. Reinbek: rororo

Autorin

Dr. Christa Müller, Geschäftsführende Gesellschafterin der Stiftungsgemeinschaft anstiftung & ertomis und der Stiftung Interkultur in München; Studium der Soziologie und Politikwissenschaft an den Universitäten Bielefeld, Marburg und Sevilla, langjährige Forschungsaufenthalte in städtischen und ländlichen Kontexten Lateinamerikas, Spaniens und Deutschlands, Lehraufträge an versch. Hochschulen, 1998 Schweisfurth Forschungspreis für Ökologische Ökonomie
Kontakt: Daiserstr. 15, RGB, 81371 München, christa.mueller@anstiftung-ertomis.de